

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 1

Artikel: Die letzte Garbe
Autor: Schär, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Erde gezogen, und was noch übrig blieb, mit einer Baumschere kurz über dem Boden abgeschnitten und dann mit den Füßen zerstampft.

Lia öffnete ihre Tür.

„Was tun Sie dort?“ hat sie zu den beiden Frauen gesagt.

Diese:

„Oh! Fräulein, Ihre schönen Blumen! Wie schade!“

„Was geht das Sie an?“

Sie hielt in der Hand einen Spaten mit

blanker und glänzender Schaufel, sie hat sie in die Erde gesteckt. Dann wandte sie sich wieder den beiden Frauen zu.

Sie aber war eine alte Frau geworden. Ihre Haare hingen in wirren und fettigen Strähnen auf ihre Schultern. Gewaschen hatte sie sich nicht. So voller Runzeln war ihr Gesicht, als wäre es mit einem groben schwarzen Tüllschleier bedeckt. Ihr graues Flanell-Mieder war unter den Armen zerrissen.

Uebersetzen von Rudolf Weckerle.

Die letzte Garbe

Jeden Morgen in der Herrgottsfrühe strebte während der Erntezeit der Belgbauer mit seiner Sense und mit dem von der Besitzersfreude ausgehenden heimlichen Antriebe dem Getreideacker zu. Doch bevor er mit der scharf gedengelten Sense zum Schwung ausholte, blieb er eine Weile am Rande des Ackers stehen und über-schaute das goldene Aehrenmeer. Mit Ehrfurcht lag er dann in einem gemäßigten Tempo dem Schnitterhandwerk ob. Belg-Peter liebte dieses Alleinsein in früher Morgenstunde. Diesem Alleinsein lag eine stille Zwiesprache mit dem Schöpfer und mit den abgeschiedenen Schollenbauern zugrunde. Er machte sich all-erhand Gedanken über seine Vorgänger, die auch hier geackert und gepflügt hatten. Deren letzter hatte den Sinn für das Geschenk der Acker-mühen verloren gehabt und war für die Poesie der säenden Hand und des glücklichen Mähder-schaffens blind gewesen. Darum hatte er die Belg verlassen, wozu ihn auch seine Frau, die keine richtige Bäuerin gewesen sei, noch unter-stützt habe. Dieser Bauer also hatte sich nicht an das Gebot gehalten: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu be-sitzen.“

In der Stadt mußten seine Kinder dann ohne Boden unter den Füßen ganz neu anfan-gen. Das mag oft ihre Bitterkeit hervorgerufen haben. Denn ab und zu kamen sie noch in den Ferien, um durch ihre freiwillige Hilfe an ihrer alten Heimat noch einen kleinen Anteil zu ha-

ben. Aber auch seinem eigenen Leben studierte Belg-Peter nach. Trotz allem Schwestern einer elternlosen Jugend hatte eine gütige Schicksals-hand sein Geschick gelenkt.

Des Bauers Gedanken gingen in die frü-hesten Jugend zurück, da er als Vollwaise zu Verwandten kam zur Erziehung und wo er in einer Familiengemeinschaft aufwachsen konnte. Bei einem Bauer im Unterland war er dann nach Schul-schluß als Karrer im Dienst gestan-den. Da war ihm sein Konfirmandenspruch oft zum Mahner geworden, wenn der „Ber-leider“ um seine untergeordnete Stellung an ihn her-anzutreten wollte: „Harre aus bis ans Ende, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens ge-ben.“ Seine Meistersleute brachten ihm freilich viel aufrichtiges Wohlwollen entgegen, und treues Dienen hat seinen Segen und seine An-erkennung fast immer gefunden. Belg-Peters Lebenslauf hatte eigentlich viel Ähnlichkeit mit Jeremias Gotthelfs „Ueli dem Knecht“, und „Ueli dem Pächter“ gehabt. All die Leiden und Freuden hätten ebenso reichlich Stoff ge-nug zu einem Bauernroman gegeben. Doch wie über Gotthelfs Ueli, so hatte auch über Peter ein guter Stern gewaltet. Wie dem Ueli mit seinem vorbildlichen Breneli, so war er auch mit Kenneli, einer Kleinbauerntochter, als Le-benskameradin gar wohlverstanden. Sie konnten zusammen ein kleineres Heimwesen pachtweise übernehmen. Und sie werkten einträchtig mit-einander. Ein jedes auf seinem Posten, was in

seinen Kräften lag. Peter hatte alles getan, seiner Frau die durch mehrmalige Mutterschaft erwachsene große Arbeitslast einer Bäuerin zu erleichtern. Dafür hatte sie ein stets zufriedenes Gemüt, und aus dem harmonischen Zusammenleben war ihnen viel Kraft zum Alltag erwachsen. Rekordleistungen im Dienste an der bäuerlichen Scholle hatten sie all die Jahre vollbracht, wovon freilich vor der Öffentlichkeit nicht wie von sportlichen Erfolgen ein Aufheben gemacht wurde. Damals war Peter auch noch „gut beieinander“ gewesen, als er mehr als einmal in der Erntezeit vom letzten Dämmerchein des Abends bis zum ersten des Morgens den Weizen auf dem Schiltacker, etwas mehr als eine Fucharte groß, gemäht hatte. Den Acker verließ er jeweils mit dem Gefühl eines Siegers. Mit dieser großen Arbeitsleistung hatte er den Preis der produktiven Leistungsfähigkeit errungen. Dazu hatte die Ernte von allen bäuerlichen Arbeiten sein Gemüt immer am meisten angesprochen. Nicht umsonst hatte seine Frau, die seine Bauernfreude und seine Zuverlässigkeit richtig erfaßt hatte, ihm den eingerahmten Spruch geschenkt, der Zelg-Peters Lebensinhalt und Kern am besten zum Ausdruck gebracht hatte:

„Zwischen Saat und Ernte, das beste Werk auf Erden ist, die schweren Schwaden mähen. Rund geht der Wurf des Saemanns und rund des Mähders Eisen. Des ganzen Lebens Auf und Ab, liegt mitten in den Kreisen.“

Seinen Höhepunkt erreichte jedoch Zelg-Peters Dasein erst, als er ein eigenes Bauernwesen erwerben konnte. Und das war auch das beglückende Erlebnis an diesem Grundbesitzerwerb gewesen, daß ihm dazu hilfreich unter die Arme gegriffen wurde. Er mußte nicht erst lange nach Bürgen Umschau halten, die auf den verbliebenen Rest seiner selbstverdienten beachtenswerten Anzahlung an den Kaufpreis des Heimwesens die nötige Sicherheit zu übernehmen bereit gewesen waren. Solch ein unbegrenztes Vertrauen konnte natürlich nur durch Arbeitsstreue gerechtfertigt werden.

Die Jahre gingen dann über den Hof und über die Leute. Sommer und Winter, Regen und Wind. Die Kinder wuchsen heran und

halfen mit. Die Söhne gehen nun hinter dem Pfluge her und Zelg-Peter und seine Frau Anne-Marie käme nun das Recht zu, sich nach der vielen Arbeit endlich zurückzuziehen und die Jüngern in die Stricke liegen zu lassen. Mutter Anne-Marie hatte ja auch durch ihre Schwiegertochter Käthi eine gute Hilfe erhalten. Dafür „goumete“ die alte Bäuerin nun oft und gern ihre Großkinder. Sie ist nicht nur den Jahren nach, sondern auch körperlich und geistig älter geworden, und wie sie unlängst vom Ackerain aus das Erntebild mit den Schnitterleuten überblickte, vermischten sich vor ihren Augen die Geschlechter. „Es hätte auch Peter, der Vater sein können“, sagte sie, „der auf der Mähmaschine die Pferde lenkte, aber es war Ruebi, der auch das schwere Bauernblut in seinen Adern hatte und an Brot denkt. Und der auch, wie der Vater am Abend, vor der Haustür sitzt, nachdenklich und schweigend.“

Doch auch von Schicksalsschlägen war Zelg-Peters Haus nicht verschont geblieben. Das war in der Zeit, da der Krieg der Nachbarstaaten manchen friedsam werkenden Bauersmann von seinem Gewerbe fort an die Grenzen gerufen hatte. Auch Peter hatte Haus und Hof verlassen müssen. Mit einem invaliden Knecht und mit einer alten Mogd hatte die Bäuerin fertig werden müssen, und es ging mehr schlecht als recht.

Dann kam die Seuche in den Stall. Im Jahre 1922 wurde an einem Früherbstmorgen der ganze Stallbestand geschlachtet. Im zweiten Weltkrieg mußte die Jungmannschaft ausrücken und der Vater daheim wieder ins erste Glied der Daheimgebliebenen treten. In dieser Zeit hatte er und seine Frau Schaden an der Gesundheit genommen. Doch eine höhere Vorsehung schenkte unserem Lande in der Kriegszeit eine reiche Ernte, die reichste, an die man sich seit vielen Jahren erinnern konnte. Mit festsamer Ergriffenheit betrachtete in einem dieser Kriegsjahre der alte Bauer die letzten Garben, die er vor dem aufziehenden Gewitter unter Dach brachte. Am andern Morgen stand er mit seinen Leuten am Grabe seiner Habe, vor einer bis auf die Grundmauern versengten Brandstätte. Ein Blitzstrahl hatte

gezündet und alles zerstört, was gesegneter Bauernfleiß gesammelt hatte.

„Jetzt müssen wir wieder von vorn anfangen, Muetti“, sagte damals der Bauer mutlos nach der unheilvollen Nacht zu seiner Frau. Aber von ihrer Hand ging eine seltsame, alle Verzagtheit bezwingende Kraft aus, auch nachher, als man das Haus neu aufbaute. „Er wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann“, so tröstete die Frau den Mann und zugleich sich selber und hatte sich in dieser Prüfung als der Stärkere der beiden Partner bewährt.

Wieder war zwischen Saat und Ernte der Sommer ins Land gezogen. Nach einer langen Regenzeit spannte sich der sommerblaue Himmel über die reife Ernte. In den Feldern war ein Geruch von Brot. Jedoch während der Tage unmittelbar vor und während der Ernte wurde der Bauer von einer Unruhe ergriffen. Schon zweimal innert wenigen Tagen wurde er von einer unheimlichen Uebelfeit mit Schweißausbrüchen überfallen. Doch suchte er sich über die offensichtlichen Anzeichen eines Herzleidens hinwegzusetzen. „Abah, ich habe jetzt keine Zeit zum Kranksein“, sagte er am Morgen zu seiner Frau, als diese ihn zur Schonung veranlassen wollte.

Diesem Morgen der besinnlichen Rückschau folgte dann ein schwüler, heißer Erntetag. Am Himmel türmten sich schon in den Nachmittagsstunden die Wolken drohend schwarz übereinander. Fuder um Fuder, haushoch wurde geladen und heimgeführt.

Jung und alt half mit. Immer höher türmte sich die kostbare Frucht, als das Gewitter von der Klus, vom Jura her, immer näher rückte. Doch hatte es den Anschein, als ob man ihm zuvorkommen würde. Bald kamen schon die letzten Garben an die Reihe, als auf des alten Bauers Fuder das Arbeitswerk auf einmal stockte.

„Vater, wo bist du?“ rief Ruedi, der junge Bauer. Und als sich auf dem hohen Garbenfuder nichts rührte, rief er noch einmal: „Vater, wo bist du?“

Doch keine Antwort kam vom Fuder herunter. Ein angstvoller Schrei übertönte selbst das dumpfe Donnergerölle. Mutter Kanneli ahnte Unheil...

„... Min Gott — min Gott — der Vater...“

Mit raschen Bewegungen erkletterte nun der Sohn das Fuder. „Vater!“ — Ein weher Schmerz erstickte Ruedis Stimme...

Mit einer Garbe im Arm fand er den Vater leblos hingefunken.

So ist der Bauer auf dem Garbenfuder heimgekehrt, mit der letzten Garbe im kraftlos gewordenen Bauernarm. Selber eine reife Garbe inmitten des reichen Erntesegens, um dessen Gedeihen er sich zwischen Saat und Ernte so oft gesorgt hatte. Und sein Gesicht war voller Frieden. Kann ein Bauer schöner sterben, als es Belg-Peter beschieden war?

Noch lange wird man in dem kleinen Bauerndorf mit Ergriffenheit an Belg-Peters letzten Erntetag denken und an sein seltsames Ende.

Marie Schär.

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Die Sonne in Aufruhr

«Achtung — Achtung! Um 17 Uhr wird auf der Sonne ein sehr seltenes Phänomen sichtbar sein, ein magnetisches Gewitter, das von der Erde aus mit bewaffnetem Auge sichtbar sein wird. Es sollen aber nur gefärbte Gläser verwendet werden!» — Mit solchen oder ähnlichen Worten kün-

dete am Nachmittag des 25. Juli 1946 die berühmte britische Sternwarte von Greenwich durch die BBC ein astronomisches Ereignis an, das also gleich von den Zeitungen ebenfalls verkündet wurde, sodass zur angegebenen Zeit in den Straßen Londons die Leute sich um die gefärbten Glä-